



CHARLOTTE FONDRAZ
DER SILBERNE
KESSEL



Weltbild

Leseprobe

Der silberne Kessel

ein Eisenzeitroman

© 2022 Maximum
MAXIMUM Verlags GmbH
Hauptstraße 33
27299 Langwedel

charlotte.fondraz@gmail.com
www.charlotte-fondraz.com

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Prolog

Germanien, zwischen Elbe und Ostsee

Die Tag- und Nachtgleiche war schon vorüber, die hohen Buchen im Nerthuswald trugen ihr hellgrünes Frühlingskleid. Es roch nach frischer Erde und blühendem Weißdorn.

Mit einem Krug Brunnenwasser in den Händen lief Busla den ausgetretenen Pfad entlang, um auf dem Stein der Nerthus ein Wasseropfer zu bringen. Der heilige Findling lag auf einer Lichtung, seine obere Seite war flach und waagrecht ausgerichtet und wies mehrere runde Mulden auf. In diese wollte die junge Novizin das Wasser gießen und es dort auf dem sonnenwarmen Altar verdunsten lassen.

Sonne und Wasser sorgten für eine reiche Ernte, deshalb wurde im Frühling jeder Sonntag für ein Wasseropfer am Findling genutzt. Meistens führte Gunberta, die zauberkundige Druidin des Dorfes, das Ritual selbst aus, aber ihre Tochter war krank geworden und brauchte ihre Pflege. Deswegen hatte Gunberta Busla geschickt.

Ein Kuckuck rief, das erste Mal in diesem Jahr. Busla schloss die Augen und konzentrierte sich ganz und gar auf die Geräusche des Waldes. Auf den ersten Kuckucksruf konnte eine Botschaft der Nerthus folgen. Leise rauschte der Wind durch das Laub, Zeisige zwitscherten, der Kuckuck meldete sich noch einmal. Aber das waren alles nur gewöhnliche Laute. Busla konnte keine Botschaft der Nerthus heraushören, außer vielleicht, dass der Frühling gekommen war.

In der Ferne stieß ein Eichelhäher seinen Warnruf aus. Sofort verstummte das Gezwitscher. Buslas nackte Füße tappeten auf dem Waldpfad, durch das Säuseln der Blätter drangen entfernte Stimmen.

Tief im Wald riefen Leute. Busla lief langsamer.

Von ihrem Stamm würde niemand an diesem heiligen Ort seine Stimme erheben, es gehörte sich nicht. Aber Fremde gab es kaum in der Gegend. In Mildum, der großen Stadt, kamen zwar viele Händler und ihre Kunden zusammen, doch Mildum lag einen Tagesmarsch entfernt.

Im Nerthushain war Busla noch nie einem Fremden begegnet. Sie blieb stehen. Das waren seltsame Menschen, die nicht merkten, dass sie sich in der Nähe eines Heiligtums aufhielten. Solche Leute konnten gefährlich sein. Es war besser, ins Dorf zurückzulaufen und die Meisterin zu verständigen.

Sie hatte sich schon umgedreht, da fiel ihr ein, dass Gunberta nach Einzelheiten fragen würde. Busla fuhr sich mit der Hand über den Kopf. Sie fühlte ihre Stoppeln, Gunberta hatte ihr die langen Haare bei der Weihe abrasiert. Obwohl Buslas Menarche noch ausstand, hatte sie sie zur Novizin bestimmt. Doch wenn Busla jetzt ins Dorf zurückkehrte, nur mit der Nachricht, Fremde seien im Wald, glaubte Gunberta vielleicht, sich in ihr getäuscht zu haben und dass Busla in Wirklichkeit noch nicht reif genug für die Ausbildung zur Druidin war.

Busla nahm ihren ganzen Mut zusammen. Ihre Meisterin und alle im Dorf sollten sehen, dass sie des Novizenstandes würdig war.

Rasch goss sie das Wasser aus dem Krug an einen Bärlauch, das Gefäß steckte sie in ihren Gürtelsack. Dann schlich sie den Pfad entlang, tiefer in den Wald hinein, auf die fremden Geräusche zu.

Allmählich konnte Busla mehrere Männerstimmen unterscheiden, aber sie verstand die Sprache nicht. Die Stimmen kamen direkt von der Lichtung, vom Nerthusfeld. Nur ein

paar Schritte trennten sie noch von den Haselsträuchern, die von den Ahnen um den Kultplatz gepflanzt worden waren.

Von ihrem Standort aus konnte Busla niemanden sehen, aber es stank nach Ruß und schwelendem Holz. Da vorn musste ein Feuer brennen, mitten auf dem Nerthusfeld! Gunberta würde ihre Kühnheit loben, wenn sie Einzelheiten berichten konnte. Mit klopfendem Herzen bog sie ins Unterholz ab. Das leise Rascheln des toten Vorjahreslaubs unter ihren Füßen wurde von dem Lärm überdeckt, den die Männer machten. Sie schlich zwischen den Buchen bis an den Haselsaum heran.

Die hellgrünen Blätter der Haseln waren kaum entfaltet. Busla konnte ein halbes Dutzend Männer erkennen, die auf dem grasbewachsenen Kultplatz um ein Feuer herumstanden. Sie waren bewaffnet und mit metallbesetzten Kitteln und mit Röcken bekleidet. Einer der Fremden trug einen Metallhelm mit einem Federbusch auf dem Kopf.

Die junge Busla hatte noch nie Römer zu Gesicht bekommen, denn nördlich des Rheins gab es nur wenige römische Stützpunkte. Aber sie kannte die „Sandalenträger“ aus Erzählungen: Männer in Röcken und Riemenschuhen, die Helme der Ranghöchsten waren mit Federn geschmückt. Busla streckte den Kopf vor. Rechts vom Feuer befand sich der Altar, zwei Männer waren über den Findling gebeugt. Einer richtete sich gerade auf, ein Messer in der einen Hand, ein Stück Fell in der anderen. Die langen wolligen Zotteln waren blutdurchtränkt.

Auf dem Stein des Lebens war ein Schaf getötet worden! Busla schlug beide Hände vor den Mund und wich zurück. Unter ihrem Gewicht brach ein trockener Ast, es knackte laut.

Die beiden Männer am Altar waren zu weit entfernt, um das Geräusch zu hören, aber zwei Römer am Feuer drehten sich zu Busla um.

Weglaufen hatte keinen Sinn. Bis sie aus dem Gestrüpp heraus wäre, hätten die Römer sie längst umzingelt. Instinktiv machte Busla das einzig Richtige: Sie schloss die Augen und bewegte sich nicht. In ihrem Geist wurde sie unsichtbar. Die Römer sagten etwas in ihrer polternden Sprache, dann brachen sie in ein Gejohle aus.

„Marius und Gaius sehen Geister“, schrie Quintus, ein Dicker mit verbogenem Helm, und schwenkte den Weinschlauch.

Marius, ein junger Mann mit Pickeln auf den Wangen, starrte in den Wald, wo sich hinter den Haselbüschen das Dunkel ausbreitete. „Im Ernst, da hat ein Ast gekracht. Das war nicht bloß ein Kaninchen.“

„Vielleicht war’s ein großer Hasenfuß!“, rief Lucius. Er war Tesserarius und Ranghöchster der Gruppe. „So einer wie du zum Beispiel.“ Mit einer Handbewegung in Quintus’ Richtung verlangte er nach dem Weinschlauch. „Trink einen Schluck, mein Marius, lass dir von Bacchus Verstand einflößen.“

Langsam öffnete Busla die Augen. Die Römer auf der Lichtung grölten und lachten. Keiner schaute in ihre Richtung. Hinter ihr standen trockene Farnwedel vom Vorjahr, die drückte sie vorsichtig zur Seite. Schritt für Schritt entfernte sie sich von der Lichtung. Sie musste Gunberta benachrichtigen, und zwar schnell. Auf Zehenspitzen erreichte sie den Pfad und rannte ohne Pause bis ins Dorf.

Wenig später, die Sonne hatte gerade ihren höchsten Stand erreicht, kehrte Busla zum Nerthushain zurück. Sie hatte Verstärkung mitgebracht: Ihre Meisterin Gunberta war die

Schwester der Tilrun von Mildum, einer Großdruidin, die alle sieben Zauberkräfte besaß und zusammen mit dem Heerkönig den Stamm anführte. Mit erhobenem Eibenstab eilte Gunberta zum Nerthusfeld. In der vergangenen Nacht hatte sie kaum geschlafen, weil ihre kleine Tochter am Fleckfieber erkrankt war. Eigentlich hatte Gunberta vorgehabt, den Schlaf am Vormittag nachzuholen. Ihre weißblonden Zöpfe wippten zornig im Takt ihrer Schritte, das weite graue Gewand flatterte um ihre Beine.

Gunberta war eine kluge und erfahrene Frau, römische Soldaten hatte sie bisher nur als Begleiter von Händlern gesehen. In ihren Augen glichen sie dummen Kindern, die nicht gefährlich waren, aber Unfug anstellten. Sie musste den Männern eine Lektion erteilen.

Die Erwachsenen in ihrer Begleitung, Bauern aus dem Dorf, waren mit Knüppeln und mit Framen, den germanischen Wurfspießen, bewaffnet. Nicht, dass sie mit einem Kampf rechneten – ihre Druidin war mächtig genug, um es mit ein paar Römern aufzunehmen. Aber sie fanden, etwas zusätzliche Bewaffnung mache Eindruck. Nur Busla war sich nicht so sicher. Fest umklammerte sie ihren Eibenstock.

Sie erreichten den Rand der Lichtung. Der Geruch von verbranntem Fett hing in der Luft. Ein Dutzend römische Soldaten saß auf dem Stamm einer umgestürzten Buche am gegenüberliegenden Rand der Lichtung. Die Männer hatten ihr Mahl fast beendet. Das Feuer schwelte nur noch.

Busla und die Bauern blieben am Rand des Nerthusfelds stehen. Niemand durfte den Ort ohne vorherige Meditation betreten. Sie beobachteten, wie Gunberta mit großen Schritten bis zum Altar lief und die Römer ihr überrascht entgegenschauten. Sogar aus der Entfernung konnte Busla die rotbraunen Flecken auf dem heiligen Stein erkennen.

Gunberta zeigte auf die Fellstückchen und Knochensplitter, die an dem grauen Granit hafteten. „Frevel!“, rief sie und drehte sich zu ihren Leuten um. „Blut klebt auf dem Stein des Lebens.“

Busla und die Bauern murrten laut, damit die Römer hörten, was sie von der Entweihung ihres Altars hielten. Das germanische Murren war ein kehliges Knurren, ein grollender Ton, der auf die Römer befremdlich und barbarisch wirkte. Tesserarius Lucius erhob sich betont langsam. Die Germanen sollten nicht denken, dass er sich von einem solch kindischen Einschüchterungsversuch beeindrucken ließ.

Lucius war noch nicht lange in diesem Teil von Germanien stationiert. Bis vor einem Monat hatte er noch in Ulpia gedient, einer Kolonie am Rhein, im Norden des römischen Reichs. Jetzt stand er einer germanischen Zauberin gegenüber, die er nur an ihrem Eibenstock erkannte und die er nicht einschätzen konnte. Um seine Unsicherheit zu überspielen, versuchte er es mit Dreistigkeit. Er streckte sich, als hätte er gerade ein Nickerchen gehalten. Sein Kettenhemd klirrte, der Helm mit dem breiten Federbusch wippte.

Noch standen Busla und die Bauern außerhalb des Haselbuschkreises, voller Ehrfurcht vor dem heiligen Ort, wie sie es gewöhnt waren. Aber hier handelte es sich um einen Ausnahmefall, das spürten alle, und deshalb betraten sie nun zögernd die Lichtung. Sie hatten schon oft von der Frechheit der Römer gehört. Nun wollten sie von Nahem erleben, wie diese Leute sich verantworten mussten.

Lucius schlenderte auf die Druidin zu, dabei biss er provozierend ein Stück Fleisch von der Keule in seiner Hand. Seine Männer hinter ihm auf dem Baumstamm sollten sehen, dass er die Barbarin nicht fürchtete.

„Hast du auch Appetit, Zauberin?“, fragte er lässig und kaute auf dem Fleisch herum.

Gunberta richtete ihren Stab auf den Tesserarius. „Das kostet dich deinen Federbusch, du Gockel.“

Lucius lachte. Er verstand kein Germanisch, aber er hörte an Gunbertas Stimme, wie wütend sie war.

„Was hat sie gesagt, Dolmetscher?“, rief Lucius, ohne den Kopf zu wenden. Der Germane, der für ihn übersetzte, hatte abgelehnt, an ihrem Mahl teilzuhaben, und saß abseits in den Büschen. Der Ort, an dem sie sich befanden, sei heilig, hatte er gesagt. Wegen des Findlings und wegen der Bäume. Lucius begriff nicht, wie man Steine und Pflanzen anbeten konnte. Gottheiten waren für ihn allgewaltige, menschenähnliche Herrscher, denen in Tempeln gehuldigt wurde. An der Größe und der Pracht dieser Bauwerke erkannte man die Macht der Götter und die Ehrerbietung ihrer Gläubigen. Hier, im Wald, gab es nichts dergleichen.

Walasch, der Dolmetscher, ein älterer Mann mit einem bunten Mantel über den Schultern und einem Lederschild auf dem Rücken, kam hinter einem Haselstrauch hervor. Er war zwar an der Ostsee geboren, aber sein ganzes Leben lang hatte er die Welt durchwandert, Waren erworben und weit von ihrem Herstellungsort wieder eingetauscht. Nun, im Alter, schmerzten seine Knochen beim Reisen, und er war froh, dass die Soldaten ihn fürs Übersetzen entlohnten. Walasch war kein besonders kluger Mann, aber im Augenblick war er derjenige, der die Situation am besten überblickte.

Der Tesserarius nahm den Mund ziemlich voll und merkte nicht, wie viel Ärger er sich einhandelte. Die Römer wurden im Land geduldet, weil sie fremdländische Handelswaren mitbrachten, im Gegenzug mussten sie die Regeln der Einheimischen respektieren. Der Tesserarius würde von

seinem Zenturio bestraft werden, falls die Druidin sich über ihn beschwerte. Aber offensichtlich hatte der Römer nicht begriffen, dass er besser den Schwanz einziehen und um Nachsicht bitten sollte. Walasch ging über die Lichtung und blieb neben dem Tesserarius stehen.

„Was faselt die Frau da?“, fragte Lucius. Gaius und der dicke Quintus erhoben sich und kamen näher.

„Du wirst es teuer bezahlen, meint sie“, sagte Walasch und überlegte, ob er nur übersetzen oder auch vermitteln sollte. Er konnte sich nicht recht entscheiden, denn er mochte weder die Römer noch die Gadsche, die Sesshaften, die einem Stamm angehörten und einem Führer oder Heerkönig folgten. Beide Gruppen behandelten ihn, den Reisenden, mit Geringschätzung.

Gaius und Quintus traten hinter den Tesserarius. Dabei warf Quintus einen abgenagten Knochen weg und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund.

„Schau sie dir an“, sagte Gunberta zu Walasch und wies auf die drei Römer. „Sie schänden unsere Heiligtümer, sie fressen, als wären sie von Schmeißfliegen erzogen worden. Für so ein Gesindel arbeitest du.“ Sie spuckte ihm vor die Füße.

„Sie nennt euch Ungeziefer und Lumpenpack“, sagte Walasch zum Tesserarius und beobachtete befriedigt, wie ihm die Zornesröte ins Gesicht stieg.

Lucius öffnete den Mund, doch die Druidin war schneller. „Der Federbusch da ist mein Gefangener.“ Sie gab einem ihrer Begleiter, einem kräftigen Bauern, einen Wink. „Die anderen sollen ihren Obersten holen“, sagte sie zu Walasch. „Der kann sich schon mal überlegen, wie er uns entschädigt.“ Während sie noch sprach, ging der Bauer auf Lucius zu. Er löste einen zusammengerollten Strick von seinem Gürtel.

Erschrocken begriff Walasch den Ernst der Lage. Nicht nur der Tesserarius, auch die Druidin wollte es auf einen Machtkampf ankommen lassen. Wenn die Römer Widerstand leisteten, würde es zum Handgemenge kommen. Vielleicht gab dann der Zenturio im Lager Walasch und seiner undiplomatischen Übersetzung die Schuld.

Gern hätte Walasch jetzt den Worten der Druidin etwas von ihrer Schärfe genommen, aber es wollte ihm nichts einfallen. Er entschied sich für: „Sie will dich gefangen nehmen, Tesserarius.“

Die Römer brachen in Gelächter aus. Lucius zeigte mit dem Finger auf Gunberta. „Ein Weib will mir die Stirn bieten?“ Er lachte noch lauter als zuvor.

„Er will sich von einer Frau nichts sagen lassen“, übersetzte Walasch.

Gunberta wurde bleich. „Ihr verschwindet hier sofort. Alle, außer dem da.“ Mit dem unteren Ende ihres Stockes wies sie auf den Tesserarius und tippte ihm kräftig gegen die Schulter.

Mit dem Stoß hatte Lucius nicht gerechnet. Er schwankte und hob instinktiv den Arm, um sein Gleichgewicht zu halten.

An einem anderen Tag, ausgeschlafen, ohne ein krankes Kind zu Hause, hätte Gunberta wahrscheinlich besonnen reagiert. Aber heute wertete sie diesen gehobenen Arm als Angriff. Mit Schwung hieb sie dem Tesserarius ihren Stock auf den Unterarm.

Der Schlag war so stark, dass er Lucius die Elle brach. An der getroffenen Stelle bildete sich eine Beule, man konnte sehen, wie sich der Bluterguss ausdehnte.

Lucius starrte auf das rote Mal, für einen Augenblick konnte er nicht fassen, was da gerade geschehen war. Dann brüllte

er lauter als das Lamm, das sie auf dem Altar geschlachtet hatten.

Die Soldaten, die noch auf den Baumstämmen saßen, sprangen auf und kamen nach vorn, um ihrem Anführer beizustehen.

Mit hoherhobenem Stab ging die Druidin ihnen entgegen. „Macht euch davon, bevor ich es mir anders überlege.“

In ihrem Rücken zogen Gaius und der dicke Quintus ihre Waffen und liefen ihr hinterher.

„Gunberta! Vorsicht!“, rief der Bauer mit dem Strick. Doch bevor sich Gunberta umdrehen konnte, stieß ihr Quintus sein Schwert in den Rücken. Sie fiel nach vorn, der Eibenstab glitt aus ihrer Hand. Blut quoll aus dem Riss in ihrem Gewand, es breitete sich rasch auf dem grauen Stoff aus. Alle starrten auf die Druidin.

„Und jetzt seht ihr zu, dass ihr verschwindet“, brüllte Lucius die Bauern an. „Verdammte Scheiße, die Schlampe hat mir den Arm gebrochen.“

„Lasst uns abhauen, Tesserarius“, sagte Walasch leise. „Die holen Verstärkung, und dann kann es ungemütlich werden.“ Beklommen wich er dem ernstesten Blick der kleinen Novizin aus, die an ihm vorbeiging und sich neben die Druidin kniete.

Buslas Ausbildung war noch nicht weit fortgeschritten, trotzdem erkannte sie ihre Bestimmung. Die Wendung des Schicksals hatte durch sie begonnen. Nun musste sie es zu Ende bringen. Sie strich ihrer Meisterin das weißblonde Haar aus dem Gesicht.

Gunberta öffnete den Mund, Blut lief heraus. Sie lag auf dem Boden und starb, das begriff sie nun. Sie spürte das kühle Gras an ihrer Wange.

Buslas inneres Auge erwachte, sie wunderte sich, wie leicht es ging. Sie sah die drei Nornen, die Schicksalsfrauen, mit ihrem Webrahmen. Darauf webten sie das Los der Menschen. Die Kettfäden waren gespannt. Sie glitten auseinander, formten einen Zwischenraum, das Webfach. Die Nornen schoben ein Webschiffchen hindurch. Es zog einen blutroten Faden mit sich. Das Fach schloss sich und öffnete sich erneut. Wieder glitt ein Webschiffchen hindurch. Sein Faden war grau wie Asche. Unaufhaltsam schloss und öffnete sich das Fach, die Nornen schossen die Schiffchen hindurch, und das Gewebe, das vorbestimmte Muster entstand. Gunbertas Faden endete, die Nornen webten mit dem Garn ihrer Novizin weiter.

Busla ergriff die Hand ihrer Meisterin. Gunbertas Finger zuckten, ein Kribbeln stieg in Buslas Arm auf. Das musste die Zauberkraft sein, die nun von der Meisterin auf die Schülerin überging. Gleich würde die Walküre erscheinen, die die ehrenvoll Gefallenen auserkor und nach Walhall führte.

Die Totenkieserin näherte sich wie ein aufkommender Wind. Leise sprach Busla die Grußformel. Erst gestern hatte Gunberta sie diesen Spruch gelehrt. Alles geschah, wie es die drei Nornen bestimmt hatten.

Auch Gunberta erkannte die Walküre, sie sah den Nebel, der die Totenkieserin umgab, und wusste, dass sie auserkoren war. Sie lächelte.

Ein kühler Luftzug streifte Buslas Nacken. Sie krümmte ihren Rücken und hielt die Hand ihrer Meisterin fest in der ihren. Gunbertas Finger bewegten sich nicht mehr. Ihre Augen erstarrten. Ihr Geist entwich aus ihrem Körper, sie schloss sich der Walküre an. Busla fühlte, wie beide sich entfernten. Aus den Augenwinkeln sah sie einen zarten Hauch, der sich in der Luft auflöste.

Walasch wischte seine verschwitzten Hände an der Hose ab. Er wusste, wie gefährlich die Gadsche werden konnten, auch wenn sie nur leicht bewaffnet und in der Minderheit waren. Aber das konnte er dem Tesserarius so schnell nicht erklären. Er tippte ihn an den unverletzten Arm. „Du solltest zu einem Heiler gehen. Je früher der Bruch geschieht wird, desto besser.“

Lucius nickte. „Abmarsch!“, rief er und biss die Zähne zusammen. Das Mädchen, das neben der toten Zauberin hockte, machte ihm Angst mit ihrem stieren Blick.

Der dicke Quintus schaute auf sein blutiges Schwert. Er fragte sich, ob er für seine Tat eine Auszeichnung oder eine Strafe bekäme. Rückwärts ging er zum Rand der Lichtung und wischte die Klinge an dem moosigen Baumstamm ab, auf dem sie eben noch gesessen und das Lamm verzehrt hatten.

Reglos standen die Germanen um die tote Druidin herum. Die Soldaten dagegen hatten es eilig, die Lichtung zu verlassen. Sie nahmen den gleichen Weg, den sie sich am Morgen durch den Wald gebahnt hatten. Das wahre Ausmaß der Folgen konnten sie nicht kennen, aber sie spürten doch, dass sich ein Gewitter über ihnen zusammenbraute.

„Verdammt, der Zenturio wird nicht begeistert sein“, murmelte Lucius.

Walasch nickte. „Wir hätten lieber gleich abhauen sollen.“

Quintus, der hinter ihnen ging, spuckte aus. „Halt’s Maul. Das sagst du nur, weil du keinen Mumm hast, den Tesserarius zu verteidigen.“ Er sprach lauter und lauter. „Die verdammte Barbarin hat ihm den Arm zertrümmert.“ Langsam ahnte er, dass es mit der Belohnung nichts werden würde.

Lucius stöhnte. Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Er erinnerte sich vage, dass in Germanien ein Stoß in den

Rücken sogar unter Schwerverbrechern als ruchlos galt.
„Stehen bleiben, Leute! Besprechung.“

Die Soldaten sammelten sich um ihren Tesserarius.

„Alle herhören. Ihr habt es selbst gesehen: Die Barbarin hat mich schwer verwundet, völlig grundlos natürlich. Dann wollte sie Gaius angreifen.“

Die Soldaten nickten.

„Genau so war's, oder?“ Quintus warf Walasch einen bösen Blick zu.

Auch Lucius nahm den Dolmetscher in den Blick. „Rücklings erschlagen will ich von keinem hören.“

„Nie im Leben“, sagte Walasch schnell.

Sie liefen weiter, Walasch führte den Trupp an. Die Bäume standen dicht an dicht, Gestrüpp wucherte überall. Als sie endlich aus dem Wald heraustraten, lag vor ihnen die Aue und hinter dem Fluss der flache, mit Gras und Strauchwerk bewachsene Hügel, auf dem sich die schützende Palisade ihres Lagers erhob. Sie überquerten die Furt und erreichten ihre Siedlung noch vor der Abenddämmerung.



Im Hain der Nerthus beschien die Sonne den besudelten Altar und trocknete das Blut. Die Bauern standen mit gesenktem Kopf vor der Leiche ihrer Druidin.

Busla regte sich als Erste. Sie drehte die Tote auf den Rücken und legte ihr den Eibenstab längs auf die Brust. So konnte jeder sehen, dass ihre Meisterin im Kampf gefallen war.

Der Kuckuck rief, ganz in der Nähe. Busla bekam eine Gänsehaut. Nun verstand sie die Botschaft: Das Alte vergeht,

etwas Neues bricht an. Eine prickelnde Welle der Erleuchtung stieg in ihr auf, von den Fußsohlen bis zum Scheitel. Als die Woge wieder abebbte, blieb ein bisher unbekanntes Gefühl der Stärke zurück.

„Geht ins Dorf“, sagte sie zu den anderen, „beeilt euch. Wir müssen sofort Tilrun Bescheid geben.“



Das Erntedanktier

Nordgard, Nordjütland, 34 Winter später im Herbstmond

Es war Nachmittag, schon ziemlich kühl, aber trocken. Bestes Jagdwetter. Heerkönig Thorwaltshunt lockerte Fafnirs Zügel. Der Wallach trabte über den Heerkönigshof auf den Weg, der zur Weststraße führte. Heute hatten sie Tag- und Nachtgleiche, Erntedanknacht, das Fest der Fruchtbarkeit. Schon wieder war ein Jahr vorbei, die Zeit verging immer schneller, und wieder mussten sie ein Erntedanktier finden und erlegen, damit die Erde auch in Zukunft fruchtbar blieb. Vor ihm sprengte die junge Erkenhild auf ihrer Stute Alda voran. Die lederne Kriegerkappe auf ihrem Kopf glänzte frisch eingefettet, ihre weißblonden Zöpfe, zwei auf jeder Seite, wehten hinter ihr her. Leif folgte ihr auf seiner Stute und Thorwaldshunt fiel auf, dass ihm langsam die Haare ausgingen.

Der Heerführer strich sich über den eigenen Kopf. Seit einigen Wintern war er glatt rasiert. Ein Heerkönig mit dünnem Haar, das passte nicht, sein eintätowierter Odinsknoten auf dem Schädel flößte viel mehr Respekt ein. Die drei ineinander verschlungenen Dreiecke des Knotens standen für Mut, Kraft und Ehre. Eigenschaften, aus denen der Nachruhm gewebt war.

Hinter ihm ritt Rutger und scherzte mit Jörna. Er hoffte wohl, dass er heute Nacht mit ihr schlafen konnte. Aber daraus würde nichts werden, weil Jörna lieber mit Thorwaltshunt schlief als mit ihm. Eine Ausnahme würde sie nur machen, wenn Rutger das Opfertier erlegte. Dann musste Thorwaltshunt sich mit einer anderen begnügen, aber es gab genug unverheiratete Kriegerinnen und Haus-herrinnen, die

alle scharf auf ihn waren. Und heute brauchte jede einen Mann, zu Erntedank schliefen nur die Kinder und die Greise allein.

Sie ritten durch das Westtor und ließen die Palisade der Stadt hinter sich. Die Nordgarder Flur lag in der Herbstsonne vor ihnen. Auf den Feldern zwischen den Höfen holten Bauern gerade die letzten Rüben aus dem Acker. Als Thorwaltshunt vorbeiritt, sahen sie von ihrer Arbeit auf und legten die Waffenhand an die Brust. Er grüßte zurück.

Hinter dem Zwillingshof begann der Blodswald. Von Weitem war zu sehen, dass die alte Thoreiche am Waldrand schon gelbe Blätter bekam. Thorwaltshunt und seine Gefährten überquerten den Waschplatz und den Bach hinter dem Hof. Am Fuß der Thoreiche führte ein Weg in den Wald, Sonnenflecken lagen auf dem Pfad. Über ihnen streckte der heilige Baum seine Äste aus.

Dort hielten sie an.

„Wir reiten, bis wir eine Spur finden“, sagte Thorwaltshunt. „Zuerst versuchen wir es oben beim Blodsbach.“

Das diesjährige Opfertier war ein Wildschwein. Busla, die Großdruidin des Stammes, hatte es in den Vogelknochen gelesen: Das Opfertier wartete im Blodswald auf sie, sie mussten es bis zum Ende der Nacht finden und erlegen.

Rutger strich sich über seine langen Bartzöpfe. „In der Nähe der Dreistämmigen Esche gibt es große Suhlen. Warum fangen wir nicht dort mit der Pirsch an?“

Thorwaltshunt schüttelte den Kopf. Im Sommer hatte er unten am Bach ein schwarzes Wildschwein gesehen, neben der alten Hainbuche, wo so viele Röhrlinge wuchsen. Ein Keiler, dreimal so schwer wie ein Mann, das Gewaff weiß wie Schnee und zwei Handbreit lang. In dem Tier steckte der

Geist des Goldborstigen, des Keilers der Föllä, einer mächtigen Ahnin und Raterin.

„Wir sehen zuerst am Bach nach.“ Thorwaltshunt lenkte sein Pferd auf den Pfad und die anderen ritten ihm hinterher.

Das Opfertier wählte selbst den Krieger aus, der es erlegen sollte. Thorwaltshunt war der Keiler schon vor Monaten begegnet, deswegen war er sicher, dass das Tier es so einrichten würde, dass Thorwaltshunt es als Erster zu Gesicht bekam.

Oberhalb vom Bach banden sie ihre Pferde an den Bäumen fest. Rechts plätscherte leise das Wasser hinter den Hainbuchen, doch Rutger wandte sich nach links, wo das Farnkraut abgeknickt war. Nach ein paar Schritten winkte er ihnen zu.

„Ein Malbaum.“ Er zeigte auf eine Eiche.

Thorwaltshunt nickte und folgte Rutger durch den Farn. Tatsächlich war um die Eiche herum der Boden kahl, die Borke des Baumes abgeschauert. Reste von Schlamm klebten am Stamm.

Erkenhild zupfte ein paar Haare von der Dreckkruste.

„Wildschwein“, sagte sie. „Der Schlamm ist noch feucht.“

Sie sahen sich um.

Hinter dem Malbaum versperrten Haseln die Sicht. Rutger drückte die Äste auseinander. „Hier ist die Suhle.“

Leif und Jörna umrundeten die Haseln und die vier Krieger verschwanden hinter den Büschen.

Thorwaltshunt ließ sie laufen. Er ging zu den Pferden zurück und weiter bis zur Böschung. Unten floss der vom langen Sommer seichte Bach, schräg gegenüber stand die Hainbuche, wo Thorwaltshunt vor zwei Monaten den Keiler gesehen hatte. Ihr Laub war noch kräftig grün. Am sandigen Ufer hatten Tiere ihre Spuren hinterlassen, Abdrücke von

Vögeln, Rehen und einem Fuchs, darüber prangten Trittsiegel von Wildschweinen. Es waren mindestens zwei Tiere gewesen, doch der Keiler vom Sommer war nicht dabei, dazu waren die Abdrücke zu klein.

Schritte näherten sich. „Da oben ist nichts“, sagte Jörna hinter ihm. „Was gibt’s hier?“

Thorwaltshunt wies auf die Wildschweinspuren. Die Wildschweine waren bachaufwärts gelaufen, Erkenhild und die anderen machten sich auf und folgten ihnen.

Thorwaltshunt sah ihnen nach. Wenn ein Wildschwein von vorn kam, würde es auf Erkenhild treffen. Sie würde es töten, auch wenn es kein großes Tier war. Dann wäre das diesjährige Erntedanktier erlegt, und der Keiler vom Sommer käme zu spät.

Die Sonne stand schon tief und ihre Strahlen färbten die Wipfel der Bäume goldgrün. Hinter Thorwaltshunt platschte es. Vorsichtig drehte er sich um.

Ein Wildschwein stand im Bach, groß wie ein Bär, schwarzes Fell mit hellen Haarspitzen: Es war der Keiler vom Sommer. Das Wasser umspülte seine Klauen, das Gewaff ragte zwei Handbreit aus seinem Maul.

Es war Föllas Goldborstiger.

Thorwaltshunt nickte ihm zu. Er trat in das Bachbett, auf den Weg, den der Keiler gewählt hatte. Das Wasser drang durch seine Schuhe und verband nun Midgard und Asgard, die Welt der Menschen und die der Rater. Der Keiler kam auf ihn zu, die kleinen schwarzen Augen fixierten ihn. Golden leuchteten die Haarspitzen seines Pelzes im letzten Tageslicht.

Jörna erschien neben ihm. „Der Jagdspieß“, sagte sie leise und reichte ihm die Waffe.

Thorwaltshunt packte den Speiß. Sofort blieb der Keiler stehen. In seinen Augen blitzten Funken, er hob die Schnauze als Auftakt zum Kampf. Schritt für Schritt ging Thorwaltshunt ihm entgegen. Wenn er das Tier überwältigte, würde er sein riesiges Fell in die Festhalle hängen, neben das Geweih des Erntedankhirschen, den er vor fünf Wintern erlegt hatte. Aber wenn der Keiler ihm seine Eckzähne in den Bauch rammte, würde er verbluten.

Der Keiler setzte sich in Bewegung. Kurz folgte er dem Bachbett, dann sprang er aufs andere Ufer und trottete über den Grassaum auf den Wald zu. Dabei schaute er zurück, als wollte er Thorwaltshunt führen.

Thorwaltshunt ging ihm hinterher, der Jagdspieß lag fest und sicher in seiner Hand. An der alten Hainbuche drehte sich der Keiler um. Zwischen Thorwaltshunt und seinem Gegner wuchsen nur Gras und niedriges Buschwerk, der Keiler hatte einen guten Kampfplatz gewählt.

Er zeigte ihm sein Gewaff und wetzte es an der Hainbuche, während Thorwaltshunt den Jagdspieß ausbalancierte. Die eiserne Spitze war scharf und unbenutzt, mit ihr musste er die Lunge oder das Herz treffen.

Der Keiler begann zu schnaufen, seine langen Nackenborsten stellten sich auf. Er schaute Thorwaltshunt an, sie standen Aug in Aug.

Hinter dem Keiler knackten Zweige im Wald.

„Da ist er. Ruhig jetzt.“ Ein fremder Krieger trat hinter einem Busch hervor. Er trug eine Kriegerkappe, in die ein Luchs eingepunzt war, ein Krieger vom Luchsstamm. Sicher einer von Gernods Leuten. Sie gehörten auch zu den Haruden, wie die Nordgarder, und ihr Stammesgebiet lag nicht weit entfernt.

Der fremde Krieger ging langsam und vorsichtig auf den Keiler zu. In der Hand hielt er einen Jagdspieß, genauso wie Thorwaltshunt.

Bär, Hirsch, Auerochs, Robbe, viele Tierarten kamen als Erntedanktiere in Frage, aber offenbar hatte Gernods Großdruide für seinen Stamm ausgerechnet dieselbe Art bestimmt wie Busla: das Wildschwein.

Der fremde Krieger war nur noch ein Dutzend Schritte von dem Keiler entfernt und ließ ihn nicht aus den Augen. Er tat so, als würde er Thorwaltshunt nicht bemerken, obwohl sie in einer Linie standen, mit dem Keiler zwischen sich.

„Hau ab“, rief Erkenhild von der anderen Bachseite her. „Du vertreibst uns das Opfertier.“

„Es ist Erntedank.“ Der fremde Krieger kam näher und hob seinen Speiß. „Seit Stunden verfolge ich dieses Wildschwein.“ Hinter ihm erschienen seine Begleiter. Sie waren abgessessen und hielten ihre Pferde am Zügel. Vier Krieger und der Lange Gernod persönlich, der seine Leute um einen halben Kopf überragte.

„Vorsicht, Wigbald“, rief Gernod. „Lass das Wildschwein nicht entkommen.“

Der Keiler rollte mit den Augen und machte einen Satz zur Seite.

„Verzieh dich, Gernod“, sagte Thorwaltshunt. „Und nimm deine Leute mit.“ Wenn die nicht schnell verschwanden, machte der Keiler ganz kehrt. Schon schüttelte das Tier den Kopf. Schaum troff von seinem Gewaff.

Gernod blieb am Waldrand stehen. „Lass doch den Keiler entscheiden.“

„Das Erntedanktier hat meinen Heerkönig zuerst gefordert. Für euch hat sich die Sache erledigt“, rief Erkenhild und lief mit stampfenden Schritten auf Gernod zu.

„Loki furzt aus deinem Mund, du Missgeburt!“ Wigbalds Stimme übertönte Erkenhilds Schritte.

Der Keiler schaute zum Waldrand, wo Erkenhild sich vor Gernod aufbaute, dann schnaubte er und trabte in Thorwaltshunts Richtung. Na also.

„Dir werd ich’s zeigen“, brüllte Wigbald, während der Keiler immer schneller auf Thorwaltshunt zulief.

Thorwaltshunt schloss seine Hände fester um den Speißschaft. Unter den Klauen des Keilers spritzte Erdreich auf. Sein Gewaff glänzte vor Speichel. Thorwaltshunt zielte auf den mächtigen Brustkorb. In den Augen des Tieres blitzte das Weiße des Augapfels.

Aber im letzten Augenblick wich der Keiler aus. Nach ein paar Sprüngen machte er halt, drehte sich um und scharrte mit den Hinterläufen.

„Hört auf, euch zu streiten, wir sind auf Erntedankjagd!“ Das war Leifs Stimme. Wasser platschte hinter Thorwaltshunt, offenbar wechselte auch Leif die Bachseite und machte dabei genauso viel Krach wie Erkenhild und Gernods Leute.

Bei einem solchen Lärm wäre ein gewöhnlicher Keiler längst auf und davon, aber der Goldborstige hob den Schwanz und richtete seinen Blick erneut auf Thorwaltshunt.

„Runter mit dem Speiß“, rief Erkenhild. Ein paar Äste knackten, Blätter raschelten, ein dumpfer Aufprall folgte. Thorwaltshunt sah nicht hin. Er musste dem Blick des Goldborstigen standhalten. Doch der Keiler wandte sich ab. Er machte kehrt und lief in den Wald. Dieses Mal hielt er nicht an, sondern verschwand hinter den Bäumen.

Thorwaltshunt fuhr herum. „Gernod, verdammt! Du und deine Schwächlinge, ihr habt alles verdorben.“

Erkenhild lag auf dem Boden neben ihrem gelb-rot gestreiften Mantel und dem Jagdspieß ihres Gegners. Gerade

rappelte sie sich wieder auf. Sie stand kaum, da knallte Wigbald ihr seine flache Hand ins Gesicht. Sie stieß ihn vor die Brust, sodass er rückwärts stolperte und auf seinem Hintern landete. Recht so, in Gernods Stammesgebiet gab es schließlich genug Wildschweine im Wald. Thorwaltshunt ging auf Gernod zu. Diesem Kerl würde er jetzt Bescheid stoßen.

„Na, großartig.“ Gernod schüttelte den Kopf. „Sag nicht, du willst dich zu Nerthus’ Ehren auch mit mir prügeln, Thorwaltshunt.“ Er selbst hatte offenbar keine Lust auf eine Schlägerei, so wie er den Mund verzog.

„Jetzt reißt euch zusammen.“ Leif reichte Wigbald die Hand und half ihm hoch. „Es ist Erntedank für alle Stämme in Jütland.“

Thorwaltshunt blieb stehen. Leif hatte recht. Eine Schlägerei um das Erntedanktier, nüchtern zudem, war würdelos.

Erkenhild und Wigbald zogen ihre Kleidung zurecht und warfen sich böse Blicke zu. Er hatte Blätter im Haar, sie wischte sich Blut von der Lippe.

„Das nächste Mal ziehe ich dir mein Schwert über die Ohren“, sagte Thorwaltshunt zu Gernod.

„Jaja.“ Der Lange Gernod richtete sich zu voller Größe auf. „Wenn du so hoch kommst.“ Er trat zu Wigbald und klopfte ihm auf die Schulter. „Wir suchen uns ein anderes Wildschwein.“

Wigbald nickte und zupfte sich das Laub aus den Haaren. Er und Gernod kehrten zu ihren Leuten und den Pferden zurück. Alle saßen auf und verschwanden hinter den Bäumen.

Erkenhild hob ihren Mantel auf. „Verdammte Schisser.“ Sie klopfte den Dreck vom Stoff und warf sich den Mantel über die Schultern. „Und jetzt?“

Hinter Thorwaltshunt barsten Äste. Keine trockenen Zweige, sondern frisches Holz. Er fuhr herum. Der Keiler brach durchs Gebüsch. Er hielt auf Thorwaltshunt zu.

Schnell drehte Thorwaltshunt die Waffe zum Stoß. Aber der Keiler war zu nah. Er schnaufte wie ein wilder Stier. Thorwaltshunt sprang zur Seite. Doch das Tier rammte ihn, mit der Schulter prallte es gegen seine Hüfte. Er verlor das Gleichgewicht. Der scharfe Keilergeruch stach ihm in die Nase. Fell streifte seinen Arm. Das Gewaff verfang sich in seinem Mantel. Es riss ein langes Loch in den Wollstoff. Thorwaltshunt schwankte, aber er blieb auf den Beinen. Der Keiler hatte so viel Schwung, dass er erst zehn Schritt weiter zum Stehen kam. Seine Nackenborsten waren steil aufgerichtet, er drehte sich um. Wild scharrte er mit den Läufen. Erdbrocken flogen auf. Sein schwarzgoldenes Fell glänzte sogar in der beginnenden Dämmerung. Der Goldborstige war von Zwergen aus Eisen geschmiedet worden und zum Leben erwacht. Er kam auf Thorwaltshunt zu.

Mit dem scharfen Speer konnte er ihn jetzt mühelos verletzen. Doch um den Segen der Fruchtbarkeit zu erhalten, durfte das Erntedanktier nicht leiden. Am besten tötete er es mit einem einzigen Streich. Dazu musste er ihm die Klinge in den Brustkorb und ins Herz stoßen. Aber der Keiler rannte mit gesenktem Kopf auf ihn zu. Da war kein Durchkommen zur Brust. Wieder wich Thorwaltshunt ihm aus.

Der Keiler schlug die Kiefer aufeinander, Schaum tropfte von seinem Maul. Rutger und die anderen standen irgendwo am Ufer. Sie waren weit weg, wie durch eine Wand von Thorwaltshunt getrennt. Er war allein mit dem Goldborstigen auf einem Kraftplatz, in einer Zwischenwelt der Geister.

Thorwaltshunt stieß den langen Schaft seines Spießes auf den Boden. „Komm, Föllaschwein! Komm!“

Der Goldborstige galoppierte auf ihn zu. Schaum flog von seinem Maul. Hinten im Wald wieherte Fafnir, Thorwalts-hunt erkannte seine Stimme. Der Keiler warf den Kopf zur Seite und schaute in die Richtung, wo hinter den Bäumen das Pferd stand. Eine Schaumflocke klebte an seinem Hals, sie leuchtete auf dem dunklen Fell. Thorwaltshunt stützte den Speißschaft in seine Hüfte und richtete die Spitze auf die Flocke aus. Der Goldborstige sprang auf ihn zu. Seine schwarzen Augen funkelten. Heftig, voller Kraft warf er sich auf den Speiß.

Das Eisen bohrte sich in sein Fell. Die scharfe Klinge schnitt durch die Schwarte. Sie versank bis zur Parierstange. Thor-waltshunt drehte den Speiß um seine Achse. Mit einem Schmatzen öffnete sich die Wunde. Luft strömte heraus. Er hatte die Lunge durchbohrt.

Der Keiler blinzelte ihn an und ging zu Boden. Sein gewaltiger Brustkorb hob und senkte sich. Er röchelte und schlug mit den Läufen. Im nächsten Moment erschlaffte er. Blut floss über das Fell. Unter dem Tier bildete sich eine Lache. Das Blut drang in den Boden ein. Nahrung für die hungrige Erde, Fruchtbarkeit.

Der Goldborstige starrte zum Himmel hinauf, wo hell und klar der Abendstern stand.

Thorwaltshunt kniete auf dem Boden. Rutger legte ihm die Hand auf die Schulter. Auch die anderen kamen zu ihm. Jörna, Leif, Erkenhild. Er lehnte sich zurück. Jörnass breite Schenkel stützten ihn. Tief holte er Atem. Die Luft war voll von Blut und Jörnass Schweiß, vom Duft ihrer Bereitschaft. Er sog diesen Geruch in sich ein. Am liebsten hätte er hier und sofort mit ihr geschlafen. Im Blut des heiligen Keilers. Schade, dass sie nicht allein waren.

Er stand auf und zog den Spieß aus der Brust des Tiers. Alle streckten ihre Hände aus und benetzten ihre Fingerspitzen mit dem Blut. Sie strichen es sich auf die Stirn. Die Sterne standen am Himmel und funkelten. Dies war die Erntedanknacht. Nerthus war mit ihnen. Thorwaltshunt hatte den Keiler erlegt und die ganze Stadt wartete auf ihn.



Wie es weitergeht, kannst du im Roman lesen. Wenn dir die Leseprobe gefallen hat, bestelle dir das Buch!

Erscheinungstermin ist der **2. Juni 2022**.
Exklusiv bei **Weltbild!**

Kontakt: charlotte.fondraz@gmail.com

Mehr über den **Roman** und die **Eisenzeit** verrate ich dir auf meinem **Blog**

charlotte-fondraz.com/blog/ und auf der **Buchseite**
charlotte-fondraz.com/der-silberne-kessel-germanen-roman/